



Bettina Belitz
Die Diamantkrieger-Saga
La Lobas Versprechen


BETTINA BELITZ

**DIE DIAMANTKRIEGER-SAGA
LA LOBAS VERSPRECHEN**

Band 2



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

© 2016 cbt Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Carolin Liepins, München
Umschlagmotive: Shutterstock

(ShahrulnizamKS/Kathy Gold/Kostyantyn Ivanyshen)
Zitat auf S. 6 aus Marianne Williamson: *Rückkehr zur Liebe.*
Harmonie, Lebenssinn und Glück durch »Ein Kurs in Wundern«,
München 2016 (Goldmann Verlag), S. 201

MI · Herstellung: AnG
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16425-9

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für Karmel

»Unsere tiefste Angst ist nicht die,
dass wir unzulänglich sind.
Unsere tiefste Angst ist die,
dass wir über die Maßen machtvoll sind.
Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit,
das uns am meisten erschreckt.«
(Marianne Williamson)



BLAUES LEUCHTEN

In dem Sekundenbruchteil, in dem eine unfassbar machtvolle Kraft durch die dichten Schleier meines Tiefschlafs drang und mir befahl, meine Augen zu öffnen, war ich bereits hellwach. Staunend blickte ich an die Zimmerdecke, wo bläulich schimmernde Lichtspiralen sich umeinander drehten und schließlich zu einem einzigen, wogenden Muster verbanden, das die Wände hinunterglitt und mich von allen Seiten umtanzte. Je länger ich so lag, regungslos und gebannt, desto schwächer wurde die Intensität des dunklen Blau und desto stärker wurde ich mir dessen bewusst, dass das, was ich sah, nicht sein konnte. Dunkles Blau leuchtete nicht. Doch noch waren meine Gedanken zu träge, um mich des Irrtums zu strafen, und meine Augen nicht bereit, das Leuchten vollends verschwinden zu lassen. Heimweh tropfte süß und bitter zugleich in mein Herz, ein Heimweh nach einem Reich, das ich in diesem Leben und auf diesem Planeten noch nicht kennengelernt hatte. Es lag fern meiner Vorstellungskraft und weitab jeder Vernunft.

Erst als das Leuchten so blass geworden war, dass es nur noch

wie ein Streich meiner Wahrnehmung wirkte und ich es wagte zu blinzeln, reagierten meine Lungen und machten sich weit. Ich wusste nicht, wie lange ich gelegen und geschaut hatte, geschweige denn, wohin ich geschaut hatte, aber zu atmen war nicht notwendig gewesen. Auch konnte ich nicht mit Sicherheit sagen, ob mein Puls geschlagen oder ausgesetzt hatte. Selbst mein Schädel schien nicht mehr aus festen Knochenplatten zu bestehen, sondern öffnete sich weich nach oben, als sei dies die natürliche Form, in der sich ein Kopf befinden sollte.

Irritiert griff ich an meinen Scheitel, wo meine Haarwurzeln kitzelnd zuckten, doch er fühlte sich fest und glatt an wie immer. Noch immer verspürte ich Sehnsucht und eine diffuse, ferne Art von Heimweh, die nichts mit jenen Stationen meines Lebens zu tun hatte, die ich bisher durchlaufen hatte. Ich wollte dorthin, woher das bläuliche Licht gekommen war. Das Problem war nur, dass dieses Licht ein Produkt meiner Träume gewesen sein musste und an die konnte ich mich nicht einmal erinnern. Träumte man überhaupt im Tiefschlaf? Und wenn ja, was nur konnte ich anstellen, damit ich ihnen auf die Schliche kam? Aber wollte ich das überhaupt? Ahnte ich nicht längst, was sich hinter ihnen und dem Licht verbarg – meine chancenlose Liebe zu einem Krieger, der mich nicht nur belogen und in Gefahr gebracht hatte, sondern längst und auf ewig einer anderen Kriegerin versprochen war?

»Damir«, knurrte ich mit schwerer Zunge, als könne ich ihn vergessen machen, indem ich seinen Namen möglichst dunkel und abwertend aussprach, und angelte nach meiner Wasserflasche. Wie immer nach den Momenten des schlagartigen Aufwachens war mein Gaumen staubtrocken, obwohl ich mit geschlossenem Mund geschlafen hatte, und ich brauchte nicht auf

meinen Nachttisch schauen, um anhand meiner Armbanduhr zu überprüfen, wie spät es war. Ich wusste es, ohne zu verstehen, warum ich neuerdings unter einer kraftraubenden Variante seniler Bettflucht litt, die mich regelmäßig um kurz vor vier aus dem Schlaf riss – mal auf so wundervoll visionäre (halluzinatorische?) Weise wie heute, mal, als würde ein lautloser Wecker klingeln und mich an Pflichten erinnern wollen, von denen ich nicht ahnte, wie sie aussahen, mal wurde mein Schlaf immer dünner und brüchiger, bis ich nicht anders konnte, als meiner zunehmenden Wachheit nachzugeben. Eines jedoch war jedem Aufwachen gleich. Die Zeit – zwischen halb vier und vier. So würde es auch heute sein. Der Blick auf meine Armbanduhr war unnötig.

Außerdem hätte ich dafür die Lampe anschalten müssen, denn noch konnte ich die Morgendämmerung nur erahnen, und ich wollte nicht riskieren, dass schon wieder eine Glühbirne kaputt ging, ehe ich den Schalter komplett umgelegt hatte. Oder hatten die Arbeiten des Elektrikers doch gefruchtet? Ich war mir nicht sicher, ob er wirklich am Sicherungskasten herumgeschraubt oder es nur vorgegeben hatte, nachdem ich meiner Wut darüber, dass niemand es schaffte, den Fehler in den Leitungen zu finden, auf unmissverständliche Weise Ausdruck verliehen hatte und er mich anschaute, als würde gleich der Teufel aus mir fahren. Nachdem ich mich beruhigt und er sich aus seiner Schreckstarre gelöst hatte, griff er wortlos zu seinem Werkzeugkasten, verdrückte sich in den Keller und kam nach einer halben Stunde spinnwebbehangen und mit hochrotem Kopf zurück nach oben, hob seine schwitzige Hand zum Gruß und murmelte etwas von »Rechnung per Post«. Danach hörte ich nur noch die Reifen seines Lieferwagens quietschen. Ich konnte ihn verstehen, denn

der Keller von Großmutter's Haus war nichts für schwache Nerven. Wann immer ich mich nach unten wagte und einer der vielen langbeinigen, haarigen Spinnen begegnete, die sich dort häuslich eingerichtet hatten, musste ich an meinen Ausflug in die Unterwelt denken, aus der ich nur in letzter Sekunde und durch Damirs Hilfe entkommen war. Doch fast täglich sprangen Sicherungen heraus und ließen sämtliche Elektrik im Haus ersterben, sodass mir nichts anderes übrig blieb, als wieder einmal die schmale, unebene Treppe nach unten zu nehmen und mich im Dunkeln zum Stromkasten zu tasten. Manchmal fluchte ich dabei wie ein Berserker, manchmal summte ich, als wäre ich ein kleines Kind, das durch das Singen seine Furcht zu übertünchen versucht. Manchmal blieb ich auch still und hörte mit jagendem Herzen dabei zu, wie die Beine der Spinnen über die rohen, unverputzten Wände hasteten.

Ich fürchtete mich nicht vor ihnen, aber ich hasste es, dass sie mich an das erinnerten, was ich seit Wochen aus meinem Gedächtnis zu streichen versuchte. Kratos. Seine Grausamkeiten und seine hässlichen, zerstörenden Worte. Das erbärmliche Sterben von Loni. Meine Schmerzen. All die Finsternis, die uns in diesen Augenblicken umgeben hatte wie ein schwarzer Sog, aus dem es kein Entrinnen gab, und dessen äußerer Strudel mich immer noch einfangen konnte, wenn ich nicht wach genug blieb und das Haus hell erleuchtete, sobald die Dunkelheit sich meiner bemächtigte ...

Doch, ich musste es versuchen. Ich brauchte Licht. Mit einer unguten Vorahnung in der Magengegend griff ich nach dem Stromkabel, suchte nach dem Schalter und drückte ihn so sanft wie möglich nach unten.

»Verdammt«, zischte ich, als das fast schon vertraute Ge-

räusch eines zerplatzenden Lichtdrahtes ertönte, für einen winzigen Moment Funken die Dunkelheit erhellten und sich ein metallisch verbrannter Geruch ausbreitete. Glühbirne Nummer sieben in dieser Woche, notierte ich im Geiste und verwünschte den unfähigen Handwerker Nummer drei, der im Keller wahrscheinlich nur Däumchen gedreht und gewartet hatte, bis er endlich verschwinden konnte. Handwerker und ich – das war eine sehr unglückselige Geschichte. Entweder wollten sie mir an die Wäsche, bevor sie überhaupt ihr Werkzeug ausgepackt hatten, oder aber sie versuchten mich für dumm zu verkaufen. Beides wollte ich nicht länger dulden. Heute würde ich mir den Sicherungskasten persönlich vornehmen, auch wenn ich jetzt schon ahnte, wer dabei gewinnen würde.

Da ich nun sowieso wach war und nichts in mir danach rief weiterzuschlafen, schwang ich die Beine aus dem Bett und tat das, was ich immer als Erstes machte, wenn ich keine Ruhe mehr fand, obwohl es zu noch größerer Unruhe führte und mich Fragen durchkauen ließ, auf die ich keine Antworten fand. Es war wie eine Sucht. Ich musste zu ihr, musste mich vor sie setzen, sie anstarren, ansprechen. Einmal hatte ich sie sogar angesungen und war vor meinem eigenen Echo zurückgeschreckt, so klar und vielstimmig war es mir entgegengeschallt.

Meine nackten Füße verursachten keinerlei Geräusch, als ich über den Flur und die Treppe hinunterhuschte, um in jenes Zimmer zu gehen, in dem Großmutter gestorben war und in dem ich noch immer kaum etwas verändert hatte. Ich konnte es nicht. Jedes Mal, wenn ich den Versuch dazu unternahm, hatte ich das Gefühl, sie damit endgültig der Vergänglichkeit preiszugeben und auf immer zu verlieren.

Sogar das Bett, in dem sie ihren letzten Atemzug getan hatte

und an dem Maria und ich bei ihr gewacht hatten, während draußen eine Amsel sang, stand noch an der gleichen Stelle. Unter dem Fenster, auf einer kleinen, hölzernen Bank, exakt gegenüber von Großmutter's Bett, wartete das Ding auf mich, wie ich es an weniger freundlichen Tagen nannte. Eigentlich war es eine Sie. Das fühlte ich – eine Sie mit maskulinen Anteilen, denn das Ding offenbarte sich mir nicht und diese Eigenschaft war in meinen Augen typisch Mann. Ja, Krieger offenbarten sich nicht. Sie hielten die Klappe und ließen geschehen, was in ihren Augen geschehen musste, bis alles zu spät war und Worte nichts mehr retten konnten. Ich schluckte ein zweites missmutiges »Damir« herunter und kauerte mich mit angezogenen Knien auf das Bett, um wie so oft das Ding zu fixieren.

»Was bist du nur?«, flüsterte ich, bevor ich meinen rechten Arm ausstreckte und sanft mit der Kuppe meines Zeigefingers über seinen Rand strich. Sofort geriet es in Schwingung – nicht sichtbar, doch ich spürte ihre Vibration unter meiner Haut. Winzig waren diese Schwingungen, aber kraftvoll und absolut regelmäßig. Jetzt vernahm ich auch das Rufen wieder, das mich bereits seit meiner Kindheit von anderen Menschen unterschied und mich beinahe das Leben gekostet hatte, weil ich unterschätzte, mit welchem Fluch es belegt war, besondere Kräfte zu haben. Ich hörte Diamanten singen. Ja, in diesem Ding – einem dunkelblauen, matt schimmernden Topf, dessen Funktion sich mir partout nicht erschließen wollte – mussten Diamanten lauern. Ich konnte sie nicht sehen, doch ich hörte sie, hauchfein schwangen sie mit und streiften mich in manchen Stunden auch dann, wenn ich mich gar nicht im gleichen Raum befand. Es war, als nähme dieses Ding Kontakt mit mir auf und wolle mir etwas sagen. Aber was?

So viele Versuche hatte ich unternommen, um ihm sein Geheimnis zu entlocken – einer kurioser als der andere. Wie La Loba hatte ich es in die Sonne gestellt und einmal sogar, in einer besonders griesgrämigen Stimmung, in den kalten Gewitterregen. Ich hatte es bei Sturm in die Böen gehalten, heiß gebadet, Rosen hineingelegt und es mit Salzwasser gefüllt – eine sehr intuitive Idee, denn ich musste stets an das Meer denken, wenn ich es längere Zeit betrachtete. Ich hatte es mit lauter Musik beschallt, um zu testen, ob ich die Diamanten anschließend noch hören würde oder sie vielleicht leiser geworden wären. Nach jeder Prozedur fühlte das Ding sich ein klein wenig anders an, aber die Fragen blieben ungelöst.

Schließlich brachte ich es zu einem Schmuckhändler und bat ihn, ein Urteil abzugeben und es zu schätzen – mit dem Ergebnis, dass ich des Hauses verwiesen wurde und es nicht noch einmal wagen sollte, seine kostbare Zeit mit Flohmarkt-Nippes zu verschwenden. Doch als ich das Ding vor seiner Türe mit mehreren dicken Schichten Luftpolsterfolie ummantelte, da ich fürchtete, es könne zerbrechen, und es auf meinen Gepäckträger schnallte, bohrten sich seine Blicke fragend in meinen Rücken. Auch er starrte es an. Womöglich fürchtete er es sogar.

Mein Problem lag vermutlich darin, dass ich es kaum wagte, das Ding zu berühren. Selbst das Befüllen mit Wasser war mir vorgekommen wie ein Verbrechen, und als ich es in den Regen gestellt hatte, hatte ich unentwegt am Fenster gestanden und angstvoll zugeschaut, bis ich den Anblick nicht mehr ausgehalten und es wieder reingeholt hatte. Am besten gefiel es mir, wenn die Sonne auf das Schwarzblau schien. Dann begannen die hellen Schlieren darin zu glitzern, und ich war mir wieder sicher, etwas sehr Wertvolles zu besitzen, das mir viel Geld ein-

bringen würde, wenn ich erst einmal verstanden hatte, wozu es gut war. Doch ich wusste genauso gut, dass dieser Tag nie kommen würde. Denn ich würde es niemals übers Herz bringen, es zu verkaufen, und es stand mir auch nicht zu.

Dieses Ding gehörte La Loba. Ich hatte es ihr gestohlen.

Seufzend nahm ich meine Hand von seinem Rand und legte meine Wange auf meinen Knien ab. Im Grunde war es so einfach. Ich musste es nur nehmen, einpacken, zu ihr fahren, es ihr zurückbringen und sie fragen, was es war und wozu es diente. Aber dieser vermeintlich einfache Weg lag für mich im Bereich des Unmöglichen. La Loba hatte mir ein besseres Leben angeboten, und ich hatte dieses Angebot ausgeschlagen, aus vielen guten Gründen, von denen sich keiner richtig anfühlte.

Doch je mehr Zeit verstrich, desto abstruser und weltfremder kam mir vor, was sie über sich und Damir erzählt hatte – und über mich. Dass wir Diamantkrieger seien und für das Licht kämpften und ich bereits mehrere Inkarnationen durchlebt hätte. Dass sie mir zeigen könne, wie ich an meinen Qualitäten arbeite und sie einsetze. Dass ich den Wandlungsprozess der Satori durchlebt und er mich beinahe getötet habe, weil er zu schnell verlaufen sei. Geschichten aus Tausendundeiner Nacht, eine märchenhafter und kurioser als die andere. Sie mochten einiges erklären, wenn man sie glaubte, aber mein Verstand wehrte sich erbittert gegen sie und ignorierte auch das, was mir jeden Morgen entgegenstrahlte, wenn ich in den angelaufenen Spiegel über dem tropfenden Waschbecken schaute: einen kleinen braungrünen Punkt in meinem linken Auge, den niemand sehen konnte außer ich selbst – die Erinnerung an mein Leben als Kriegerin vor Tausenden von Jahren, in einem anderen Land und einer anderen Zeit.

»Das geht auf keine Kuhhaut«, murmelte ich zweifelnd, und wie zum Widerspruch wallte erneut jene ferne Sehnsucht auf, die ich vorhin bei meinem schlagartigen Erwachen verspürt hatte. Sie sprach etwas anderes aus als mein Verstand, wollte etwas anderes. Doch selbst wenn sie recht hatte und auf die Wahrheit hinwies – ich konnte nicht zurückkehren. Ich durfte nicht! Damir gegenüber empfand ich inzwischen mehr Wut und Zorn als Liebe, aber so durchgeknallt La Loba auch sein mochte: Sie hatte mich gut behandelt, besser als jeder andere Mensch zuvor, und selbst wenn dieses Verhalten aus manipulativen Gründen entstanden war – sie hatte mir nichts angetan. Sie hatte mir sogar eine Suppe gekocht, erinnerte ich mich und schluckte eine Träne hinunter. Es war lachhaft, dass mir dieser simple Umstand so viel bedeutete, aber sie hatte sich in die Küche gestellt und eine Suppe für mich gekocht. Es hatte sich angefühlt wie Liebe. Niemals hatte ich so etwas bei meiner Pflegemutter Jaga empfunden und erlebt und meine leibliche Mutter war tot. Trotzdem lag meine Zukunft bei ihr und nicht bei La Loba. Ich musste herausfinden, woher ich kam und wer sie gewesen war – es ließ mir keine Ruhe, und mit jedem weiteren Verharren vor dem Ding wurde der Drang größer, meinen Fragen Raum zu verleihen. Es war schon viel zu viel Zeit sinnlos verstrichen, in der ich mich mit zerplatzenden Glühbirnen, undichten Wasserleitungen und zweifelhaften Handwerkern herumgeschlagen hatte.

Ungehalten sprang ich vom Bett, holte mein Handy von der Kommode, wo es neuerdings nachts lag, weil ich neben ihm nicht mehr schlafen konnte, und wählte eine der beiden Nummern, die ich aus meinem vorherigen Leben noch im Verzeichnis abgespeichert hatte. Es dauerte ein paar Sekunden, bis er abnahm, aber seine Stimme klang klar und rein wie immer.

»Es ist vier Uhr in der Frühe, Sara.«

»Sie waren wach ... «, verteidigte ich mich und musste dabei unwillkürlich lächeln. »Und Sie sind im Büro.«

»Bin ich nicht«, entgegnete Herr Goldwasser nachsichtig. »Aber richtig, ich war wach und ich habe mein Kanzleitelefon auf mein Handy umgeleitet. Das bedeutet trotzdem nicht, dass die Bürozeiten schon begonnen haben.«

»Entschuldigen Sie.« Ich räusperte mich verlegen. Goldwasser war einer der wenigen Menschen, die sich weder von meiner Herkunft noch von meinem jungen Alter beeindrucken ließen und mit mir sprach wie mit einer Erwachsenen – es sei denn, er sorgte sich um mein Wohlergehen. Mit ihm wollte ich es mir nicht verscherzen. »Ich kann nur wieder nicht schlafen und – wo sind Sie denn, wenn Sie nicht im Büro sind?« Beinahe hätte ich ihm von dem Ding erzählt. Doch das ging ihn nichts an. Das Ding war gestohlen und vermutlich sehr wertvoll und er war ein Rechtsanwalt. Das passte nicht gut zusammen.

»Im Wald«, antwortete er schlicht.

»Wo haben wir denn einen Wald?«

»Oh, wenn man weit genug rausfährt, findet man ihn.«

Neugierig spitzte ich meine Ohren – tatsächlich, ich konnte Vogelstimmen im Hintergrund hören und auch, wie Goldwassers Schritte Laub zerteilten. Er musste sich abseits eines normalen Weges befinden. »Was tun Sie da?«

»Rufst du mich an, um mit mir über meine Freizeitgestaltung zu sprechen?«

»Nein, natürlich nicht. Sie wissen, warum ich anrufe. Oder?«

Es entstand eine kleine Pause, in der Goldwassers Schritte langsamer wurden und ein paar dünne Äste zerbrachen. Was trieb er da nur?

»Wie geht es dir denn, Sara? Kommst du gut zurecht in dem Haus deiner Großmutter?«

»Ich dachte, wir führen hier keine Privatgespräche«, gab ich kühl, aber freundlich zurück.

»Nun, das ist auch keine solch private Frage, wie sie scheinen mag. Ich habe immerhin dafür gesorgt, dass du früher als juristisch angedacht in dieses Haus einziehen kannst und es erbst und das Geld findest, das deine Großmutter dir hinterlassen hat. Aber vor allem interessiert mich dein Wohlbefinden, weil ... «

»Wenn ich ehrlich bin, ist dieses Haus ein Schrotthaufen«, unterbrach ich ihn grob und biss mir gleichzeitig auf die Zunge. Das war nicht höflich gewesen, weder ihm noch dem Haus gegenüber und ich war froh um beide. »Ein liebenswerter Schrotthaufen«, verbesserte ich mich. »Wie eine störrische, alte Person, die man in sein Herz geschlossen hat. Es macht, was es will. Im Moment stehen zerplatzende Glühbirnen ganz hoch im Kurs. Ich kaufe schon Vorratspackungen ein und teste sämtliche Varianten aus, was ein teurer Spaß ist. Und kein verdammter Handwerker findet den Fehler.«

»Oh ja, so etwas kenne ich.« Goldwassers Schritte waren verklungen. Hatte er sich hingesetzt – auf eine Bank oder einen umgestürzten Baumstamm? »Das Problem liegt meistens im Verborgenen und ist nicht ohne Weiteres zu finden. Die Spannung ist vermutlich zu hoch.«

»Das hilft mir nicht weiter«, klagte ich und hörte, wie er gedämpft in sich hineinlachte.

»Nur Geduld, Sara. Es wird sich klären. Die Elektrizität ist also unausgeglichen – wie sieht es mit dem Feuer aus?«

»Feuer?«, echote ich verständnislos und ertappt zugleich.

»Also ... der Gasherd hat seine Tücken und ... okay, es gab einen kleinen Küchenbrand. Nichts Dramatisches. Ich wollte Reis kochen und hatte die falsche Flamme angezündet und leider lag da ein Stück Küchenrolle.« Wenn ich versuchte, mir etwas zu kochen, ging das selten ohne Unfälle über die Bühne. Bei meinen laienhaften Unternehmungen, mir in Großmutter's Küche genießbares Essen zuzubereiten, hatte ich mir binnen kürzester Zeit mehr Verletzungen eingeheimst als während sämtlicher Einbrüche in den Jahren zuvor.

»Aha«, machte Goldwasser. »Und das Wasser?«

»Klappern wir jetzt die vier Elemente ab?«, gab ich flapsig zurück.

»Fünf«, berichtigte Goldwasser mich und ich hörte, dass er lächelte. »Vergiss niemals den Äther. Ja, Wasser ist auch oft ein Problemfaktor in alten Häusern.«

»Bisher nur zwei leichte Verbrühungen«, erwiderte ich knapp und untertrieb dabei maßlos. Seit meinem Einzug kämpfte ich mit tropfenden Wasserhähnen, undichten Leitungen, gluckern-den Abflüssen und der große Boiler im Bad und ich pflegten ein sehr angespanntes Verhältnis zueinander. Außerdem schwankte der Wasserdruck, und der Spülkasten des Gästeklos bereitete mir noch graue Haare, obwohl ich niemals Gäste hatte und es eigentlich nicht brauchte. »Wo wir gerade beim Thema Verbrühungen sind: Wir reden um den heißen Brei herum, Herr Goldwasser.«

»Manchmal ist es sinnvoll, eine Sache erst von allen Seiten einzukreisen, bevor man ihr leibhaftig begegnet.«

»Ich hoffe, wir meinen die gleiche Sache?«

Goldwasser schwieg ein Weilchen, während die Vögel um ihn herum immer lauter und kunstvoller zu singen begannen.

»Ja«, antwortete er endlich. »Im Großen und Ganzen meinen wir die gleiche Sache, aber wir haben wohl unterschiedliche Ansichten dazu.«

»Das weiß ich, aber es ändert nichts.« Mühsam unterdrückte ich ein Schnaufen. Er wollte mich schützen, wie schon so oft – aber er unterschätzte mich. »Ich muss meine Vergangenheit kennen, um meine Zukunft planen zu können.«

»Das sehe ich anders. Weder die Vergangenheit noch die Zukunft sind so wichtig, wie sie von den Menschen gerne betrachtet werden. Wichtig ist nur die Gegenwart.«

»Ja, und die Gegenwart bedeutet, dass ich fast jeden Morgen um vier Uhr wach werde und mich frage, wer meine Mutter war und warum sie mich weggegeben hat, als ich noch ein Baby war! Können Sie das nicht verstehen? Jetzt bin ich endlich achtzehn und darf alles darüber erfahren, also bitte finden Sie es heraus, bitte!«

»Ich verstehe dich besser, als du denkst, Sara.« Goldwassers gelassener, aber mitfühlender Tonfall beruhigte mich augenblicklich. Seufzend lehnte ich mich an die Wand im Flur, das Handy eng an meine Wange gepresst. »Und ich habe meine Recherchen nicht schleifen lassen.«

»Wie lange dauert es noch, bis Sie mehr wissen?«

»Vielleicht ein paar Tage, vielleicht ein paar Wochen. Das kann ich nicht genau sagen. – Gehst du denn zur Schule?«

»Nein. Was hat das mit Ihren Recherchen zu tun?«

Nun war es Goldwasser, der leise aufseufzte. »Nichts. Ich möchte wissen, wie es dir geht und ob du klarkommst.«

»Ich komme klar. Wissen Sie doch.« Aber wusste ich es denn selbst? Konnte man das, was ich seit Wochen tat, wirklich als »klarkommen« bezeichnen? Die meiste Zeit fühlte ich mich

wie ein einsamer Kapitän auf einem sinkenden Schiff, der nicht einsehen will, dass es zu marode ist, um zu schwimmen. War es das Haus, das nicht stabil genug war, um Oberwasser zu bewahren, oder war ich es selbst? »Aber da ist noch etwas ...«, wechselte ich das Thema, bevor Goldwasser mein inneres Zaudern bemerken konnte. »Etwas, was Sie für mich recherchieren könnten. Und zwar ...« Ich stoppte mich einen Moment, um zu überlegen, wie ich es am besten umschreiben konnte, doch Goldwassers Schweigen war wie eine Aufforderung, es auf den Punkt zu bringen und zu benennen. »Diamantkrieger«, stieß ich mit kratziger Stimme hervor. »Es gibt da eine Gruppierung ... vielleicht ist es auch eine Sekte. Oder so was Ähnliches. Sie arbeiten im Verborgenen und nennen sich Diamantkrieger. Ich glaube, sie wollten mich ... haben«, vollendete ich mein Gestammel unentschlossen. »So was in der Art. Aber ich finde nichts über sie im Internet, gar nichts. Wahrscheinlich wollen sie nicht gefunden werden. Aber ich weiß, dass es sie gibt und dass sie ...« Erneut brach ich ab. So viel La Loba mir auch über sich, Damir und mich erzählt hatte – eigentlich wusste ich gar nichts. Ratlos kratzte ich mich an meiner rechten Schläfe und zuckte sofort zurück, weil ich mir mit meiner eigenen Berührung einen Schlag versetzt hatte. Auch damit hielt mich dieses Haus in Atem. Ich war sein persönlicher Blitzableiter geworden.

»Geht es dir wirklich gut, Sara? Oder steckst du in ... Schwierigkeiten?«

»Herr Goldwasser, ich will Sie nicht enttäuschen, aber ich stecke immer in irgendwelchen Schwierigkeiten. So ist mein Leben. Im Moment will mir keiner an den Kragen und ich werde auch nicht bedroht, also ist es halb so schlimm. Ich

möchte nur wissen, was es mit dieser ... «, ich musste husten, um weitersprechen zu können, »... komischen Sekte auf sich hat.«

»Das ist ein ganz anderes Fachgebiet als meines.«

Nein, so einfach kam er mir nicht davon. »Sie sind Anwalt für Familienrecht. Kommt es nicht ab und zu vor, dass Familienmitglieder in Sekten abrutschen und Sie sich darum kümmern müssen?«

Goldwasser atmete tief ein und aus. »Bisher ist mir so ein Fall nicht begegnet, nein. Doch ich kann anderen Menschen sowieso nicht vorschreiben, welchen Weg sie gehen, selbst wenn er illegal ist. Auch dir nicht, Sara.«

»Können Sie sich nun darum kümmern oder nicht?«, gab ich mich stur. Irgendetwas in seinem Tonfall und seinen abschweifenden Antworten begann mich mürbe zu machen, doch das wollte ich ihm auf keinen Fall zeigen. »Das Geld soll kein Hindernis sein, ich habe mehr als genug übrig.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann.« Offenbar war er aufgestanden und hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, denn sein Atem ging schneller und ich konnte wie vorhin Laub rascheln hören.

»Danke. Herr Goldwasser ... Ich weiß, es geht mich nichts an, aber – was zum Teufel machen Sie morgens um vier im Wald? Sind Sie in finstere Machenschaften verwickelt und müssen dabei helfen, eine Leiche zu verbuddeln?«

»Großer Gott, nein ... « Goldwasser lachte hell auf. »In diesem Wald finden keine Hinrichtungen statt und die dunkle Seite interessiert sich nicht für Typen wie mich. Warum ich hier bin?« Wieder knackte ein Ast, und ein Vogel kommentierte das Geräusch mit einem gellenden Ruf, der fast wie eine Warnung

klang. »Beende das Gespräch, leg das Handy weg und geh in den Garten. Dann weißt du es. Bis bald, Sara.«

»Bis bald«, erwiderte ich matt und tat, was er mir geraten hatte – nicht ohne das Ding mit einem prüfenden Blick zu streifen, bevor ich mich der Terrassentür zuwandte, sie öffnete und barfuß nach draußen trat.

Im Osten ging gerade die Sonne auf – noch sah ich sie nicht, doch ihr orange-rotes Licht begann bereits das Grau des Himmels mit Farbe zu übertrumpfen. Exakt gegenüber, im Westen, stand der abnehmende Vollmond, so rein und klar, dass ich sämtliche Krater und Schluchten auf seiner Oberfläche erkennen konnte. Die Luft roch süß und herb zugleich, der wild wuchernde Rasen zu meinen Füßen war über und über mit dicken Tautropfen benetzt, in denen sich das Licht des beginnenden Tages spiegelte. Ja, in jedem einzelnen Tautropfen befand sich ein eigener Regenbogen, ein in sich vollkommenes Kunstwerk der Natur. Das dumpfe Rauschen der Stadt blieb fern; stattdessen sangen Vögel in den Büschen, Falter breiteten knisternd ihre Flügel aus und zu meinen Füßen piepste eine Maus.

Was ich hörte und sah und roch, war betörend schön, doch in meinen Bauch schossen eine Angst und ein Sehnen, dessen Gewalt meinen Atem stocken ließ.

Denn der Mond hatte Farben.



WIEDERHOLUNGSTÄTER

»Es tut mir leid. Ich muss heute einen Schlussstrich ziehen. Es geht nicht mehr, ich kann Sie nicht mehr bedienen und muss Sie darum bitten, nicht wieder in meinen Laden zu kommen.«

Überrascht hob ich meinen Blick, der sich wie magnetisiert auf den Diamanten in meiner Handinnenfläche geheftet hatte – noch immer fiel es mir schwer, sie wegzugeben, obwohl die Machenschaften der Hydra dabei keine Rolle mehr spielten. Zumindest hoffte ich das. Es war ein fairer, emotionsloser Tausch, ohne Spielchen und Schikane und perverse Gelüste eines durch und durch verdorbenen Hehlers. Ich brachte Schmuck und bekam dafür Geld, ganz offiziell und legal.

Herr Bosenius blinzelte und wich meinem Blick aus, nahm den Stein aber nicht entgegen, sondern verschränkte seine Hände hinter seinem Rücken.

»Das meinen Sie nicht ernst, oder? Das hier ist ein astrein geschliffener Diamant, höchste Brillanz, und ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich ihn nicht wieder einlösen werde. Sie können damit machen, was Sie wollen. Ich sehe doch, dass Ihnen

bei diesem Anblick das Wasser im Munde zusammenläuft, und Sie kriegen sonst nur Zahngold, alte Uhren und angelaufenes Silberbesteck vorbeigebracht!« Mit der freien Hand deutete ich auf seine Auslagen – ein altbacken wirkendes Sammelsurium an Waren, von denen hoch verschuldete Menschen glaubten, sich damit retten zu können.

»Ich gebe Ihnen recht, dass es ein wunderschönes Stück ist, und was Sie bisher eingelöst haben, war qualitativ einwandfrei. Aber ich glaube Ihnen nicht mehr, dass ...« Nervös fuhr sich Herr Bosenius mit der Zunge über den linken und dann über den rechten Mundwinkel. »Diese Steine stammen nicht von Ihrer Großmutter. Ich ...« Seine Schultern wanderten nach oben, und er trat rückwärts, bis seine Hüften das Regal hinter ihm berührten. Fürchtete er sich vor mir? »Ich sehe, dass es unterschiedliche Stile sind, und all diese Steine wurden erst kürzlich geschliffen. Das würde bedeuten, dass Ihre Großmutter in hohem Alter ein Faible für Diamanten verschiedenster Art entwickelt hat, und das ist ... unrealistisch«, schloss er atemlos und schluckte trocken. »Deshalb möchte ich Sie bitten, nicht mehr zu mir zu kommen.«

»Ach, und was ist mit Ihrem Slogan? Dass Sie alles zu Geld machen, was einen Wert hat, und keine überflüssigen Fragen stellen?« Noch immer hielt ich ihm den Stein entgegen, der sich inzwischen anfühlte wie ein glühendes Stück Kohle. Ich wollte ihn loswerden, sofort, damit ich ihn nicht mehr hören musste und nicht mehr daran denken, was ich heute Nacht getan hatte – heute Nacht und gestern Nacht und vorgestern Nacht. Ich stahl mich müde, damit ich nicht mehr um vier Uhr in der Frühe aufwachte und mich von unbeantwortbaren Fragen quälen ließ. Oder ich tat es, wenn ich morgens um vier aufwachte. Bis-

her hatte ich trotzdem keine ruhige Nacht gehabt, aber heute war ich so müde, dass ich kaum mehr geradeaus schauen konnte und die Chancen hoch waren, vor Mitternacht einzuschlafen und nicht aufzuwachen, bevor die Sonne ins Zimmer fiel. Herr Bosenius musste mir den Stein abkaufen.

»Ich stelle keine Fragen«, entgegnete er heiser und wischte sich mit einem Taschentuch über den Mund. »Aber wenn ich den Verdacht habe, dass es ... dass ...«

»Was?«, fragte ich und versuchte ihn dazu zu zwingen, mir ins Gesicht zu sehen. »Sprechen Sie es wenigstens aus. Sie wollen mir unterstellen, dass ich die Diamanten stehle.«

»Jedenfalls sind Sie nicht in finanzieller Not.« Er stopfte das Taschentuch zurück in seine ausgeleierte Hosentasche. »Das sehe ich, das hat mich mein Beruf gelehrt. Sie kommen aus anderen Gründen zu mir, und ich bin nicht erpicht darauf, sie kennenzulernen.«

»Aber Sie haben einen Verdacht.« Ich wusste nicht, wieso ich mich überhaupt noch mit ihm unterhielt. Es gab etliche andere Pfandleiher in dieser Stadt, denn immer mehr Menschen verarmten, und wahrscheinlich würde ich schon an der nächsten Straßenecke einen finden, dem es egal war, woher die Ware stammte und ob seine Kunden bedürftig aussahen oder nicht. Wieso stand ich hier noch herum und sprach mit ihm?

»Ja, den habe ich allerdings.« Seine Stimme hatte keinen Ton mehr, war nur noch ein belegtes Flüstern. Nun sah ich es deutlich: Er hatte Angst. Seine Wimpern zuckten, seine Wangen verloren ihren rosigen Teint, und sein Gaumen war so trocken wie meiner, wenn ich aus meinen frühmorgendlichen Träumen hochschreckte. Doch er lief nicht weg und drückte auch nicht den roten Knopf, der unter dem Regalbrett, auf dem seine Kasse

stand, angebracht war und den ich schon bei meinem ersten Besuch gewittert hatte. Jemand wie er musste in seinem Laden auf alles gefasst sein und eine Direktleitung zur Polizei oder einem gut ausgebildeten Sicherheitsdienst war eine Überlebensnotwendigkeit.

»Dann schießen Sie mal los. Ich bin gespannt.« Langsam ließ ich den Diamanten aus meiner Hand auf den Tresen rollen, wo er leise singend ein Halbrund zeichnete und dann liegen blieb, um schillernd das Licht der Deckenlampe einzufangen. Herr Bosenius sah die kleine Brandblase in meiner Handfläche, die der Diamant hinterlassen hatte, doch ich entzog sie seinen Blicken nicht, obwohl seine Augen sich erschrocken weiteten. Ich verstand mich selbst nicht mehr.

»Sie stehlen aus Vergnügen.« Jetzt war sein Flüstern nur noch ein Hauch, doch seine Worte fühlten sich an wie Feuerbälle, die in meinen Bauch schossen und dort immer heißer und größer wurden. »Es geht Ihnen um Macht. Um diesen Kick, in ein Haus einzudringen. Darum, das Teuerste zu finden, was dieses Haus zu bieten hat, und es mir vor die Nase zu halten wie eine Trophäe. Ich will damit nichts zu tun haben und Sie nicht weiter darin bestärken, indem ich Ihre Ware reinwasche.«

»Sie haben keine Ahnung, wovon Sie reden, Mann«, erwiderte ich kalt und klaubte den Diamanten von dem Tresen, um ihn in meine Tasche fallen zu lassen. So ist es nicht!, wollte ich schreien, ich stehle nicht aus Vergnügen! Ich bin anders, als Sie denken! Doch gleichzeitig wusste ich, dass ich kein einziges Argument vorbringen konnte, mit dem ich ihn vom Gegenteil überzeugen konnte. Ich brauchte weder das Geld noch die Steine. Meine Großmutter war tot, den Katakomben näherte ich mich nicht mehr weiter als bis zur gegenüberliegenden Straßen-

seite. Es gab keinen triftigen Grund, in die Häuser anderer Menschen einzubrechen und Diamanten zu stehlen. »Dann gehen Sie eben an Zahngold und Silberbesteck zugrunde, wenn Ihnen das lieber ist, als eine lukrative Kundin zu vergraulen.«

»Ja, genau«, wisperte er. Suchend tastete seine Hand nach dem Schalter unter dem Tisch. »Lieber gehe ich zugrunde.«

»Sie müssen den Sicherheitsdienst nicht rufen. Ich verschwinde von alleine und ich tue Ihnen nichts, keine Bange.« Mit weit erhobenen Händen wandte ich mich ab und steuerte die Tür an, als mich ein plötzlicher, greller Lichteffect am Rande meines Sichtfelds stoppte und wieder herumfahren ließ. Geblendet hob ich die Hand vor meine Augen und atmete keuchend ein. »Was tun Sie da?«, fragte ich erschrocken, doch meine Stimme klang ungewöhnlich verhalten und sanft.

»Ich begutachte meine Waren. Das ist mein Beruf. Und jetzt gehen Sie endlich, bitte.«

»Aber ...« Meinen Einwand hörte selbst ich nicht mehr, er war nur noch ein schwacher Hauch. Gebannt blieb ich stehen und wagte es, meine Augen blinzeln zu weiten, um zu betrachten, was sich jeder Logik entzog und mir trotzdem so klar und strahlend präsentierte, dass ich es hätte nachzeichnen können. Herr Bosenius hatte mir den Rücken zugewandt, um schwarz angelaufene Gabeln zu sortieren und in verschiedenen Kästchen einzuordnen, doch auf seinem gebeugten Rücken prangten zwei ausladende, flirrende Schwingen, die sich immer dann zu bewegen und ihre helle Farbe zu verändern schienen, wenn ich sie zu fixieren begann. Um seinen Kopf herum waberte bräunlicher, schmutzig wirkender Nebel, wie ich ihn auch schon bei anderen Menschen wahrgenommen hatte, bevor La Loba und Damir die Satori gestoppt hatten, doch er konnte die überwältigende

Helligkeit seiner Schwingen nicht trüben. Sie existierten für sich, wenn auch eindeutig ihm zugeordnet – einem Menschen, der vor Angst kaum mehr sprechen konnte und so schmuddelig wirkte, dass ich mir angewöhnt hatte, nur noch durch den Mund zu atmen, wenn ich seinen Laden betrat.

Entweder alles ging wieder von vorne los und ich verlor meinen Verstand oder – oder hinter Herrn Bosenius stand ein Engel und schützte ihn vor mir? Obwohl das, was ich sah, mein Herz in seiner atemberaubenden Schönheit fast zum Stillstand brachte und ich am liebsten die Zeit angehalten hätte, um diesen Anblick noch tiefer in mich aufzusaugen, packte mich kalte Angst, denn Herr Bosenius wusste zweifellos nichts von dem, was ich sah – und das konnte nichts Gutes bedeuten.

»Nein. Nein!«, flüsterte ich erstickt zu mir selbst und hob die Hände vor meine Augen. »Ich will das nicht sehen! Ich will so etwas nicht sehen, bitte nicht!« Rückwärts stürzte ich nach draußen, stolperte die Stufen zum Bürgersteig hinunter und rempelte im Rennen zwei Passanten an, ehe ich es wagte, meine Finger von meinem Sichtfeld zu nehmen und meine Lider zu öffnen. Ich blickte in ein diffuses Gewirr aus sich bewegenden Schatten, die unentwegt ineinander und wieder auseinander drifteten. Manche bildeten Gestalten, andere waren eiförmig oder eingedellt. Einige von ihnen drangen durch Fenster und die Scheiben eines vorbeifahrenden Autos, manche zeichneten sich hinter geschlossenen Türen ab, doch alle waren Menschen zugeordnet, die durch ihre unruhig pulsierenden Hüllen wie unförmige Monster wirkten, die nicht merkten, dass sie sich ständig im Weg standen und streiften und ineinander übergingen. Nur ich sah es.

»Nein ... nicht ...«, wimmerte ich panisch, als mir ein Mann

so nah entgegenkam, dass ich nicht ausweichen konnte und in den braunschwarzen Waber, der auf Höhe seines Bauches neben ihm flutete, eintauchen musste. Schutzsuchend presste ich mich mit dem Rücken an die Wand und drückte meinen Ärmel gegen meinen Mund, um nicht zu husten und beim Luftholen seinen Schleier zu inhalieren – und sah für einen Bruchteil einer Sekunde meine eigene Hülle. Grünlich, hell, mit roten Schlieren. Und durchzogen von pechschwarzen Feldern.

Dann waren sämtliche Schatten auf einen Schlag verschwunden. Die Luft war wieder klar, ich konnte wieder atmen. Keuchend ballte ich meine Fäuste und traute mich nicht zu blinzeln, weil ich fürchtete, dass sie dann zurückkamen. Doch ich sah nur Menschen, nur Körper ohne Hüllen und Farben. In sich gekehrt und mit ihren eigenen Problemen und Grübeleien beschäftigt, hasteten sie aneinander vorbei und würdigten sich keines Blickes, nichts ahnend, dass sie untrennbar miteinander verbunden waren.

Dennoch wartete ich, bis der Bürgersteig vor mir leer war und mir niemand entgegenkam. Erst dann gelang es mir, mich aus meiner Starre zu lösen, mein Rad von der Straßenlaterne zu befreien und, jede rote Ampel und jede Vorfahrt ignorierend, an den Stadtrand zu rasen, wo mir die gesamte Welt ruhiger, heller und geordneter erschien und ich hoffte, von keinen neuen Bildern mehr heimgesucht zu werden.

Schweißgebadet und mit peitschendem Puls, schwang ich mich vom Sattel, schob das Rad in die Garage und griff noch in derselben Bewegung nach Spitzhacke, Spaten und Rechen. Ausruhen konnte ich jetzt nicht, obwohl nur meine starke Müdigkeit derartige Wahrnehmungen ausgelöst haben konnte. Doch mein Schlaf war unberechenbar geworden und meine

Träume erst recht, und seit zwei Nächten hörte ich wieder leise ein Mädchen weinen, wie in der Wohnung von Jaga, und dieses Mal wusste ich, dass ich keinen Versuch starten musste, es zu suchen. Es waren Überbleibsel von dem, was mich bereits im Frühjahr heimgesucht hatte. Sinnestäuschungen, Halluzinationen, eine bis zur Schmerzgrenze erweiterte Wahrnehmung. Die dazugehörigen körperlichen Symptome blieben aus, doch jetzt, in diesem Augenblick, hätte ich meine optischen und akustischen Visionen liebend gerne gegen reißende Schulterschmerzen, Migräne, tränende Augen und einen vielstimmigen Tinnitus eingetauscht.

Wenn ich wahnsinnig wurde, hatte nun der zweite Schub eingesetzt, und mit etwas Pech (oder Glück?) waren die Gespräche mit La Loba, meine Erlebnisse mit Damir und der Höllentrip in der Unterwelt nur das Unterhaltungsprogramm einer beginnenden Schizophrenie gewesen und gar nicht in Wahrheit geschehen. Wenn es jedoch die Satori war, die mich von Neuem zu plagen begann, dann – war etwas gehörig schiefgelaufen.

»Ihr verdammten Stümper«, fluchte ich in Gedanken an La Loba und Damir, marschierte mit meinen Gerätschaften auf der Schulter in den verwilderten Garten und hieb die Spitzhacke schwungvoll in den Untergrund. Sofort verhedderte sie sich in einem Dornengeflecht, das breitflächig über den Boden wucherte, und ich zog sie mit einem leisen Aufschrei nach oben, wobei sich Wurzeln aus dem Grund lösten und trockene Erde auf meine Stiefel rieselte. Ich musste mich müde arbeiten. So müde, dass ich nicht mehr denken konnte und in jenen Schlaf fiel, der weder Träume noch Gefühle kannte. Doch die Spitzhacke war dem Unkraut unterlegen. Beim nächsten Versuch glitt sie mir aus der Hand und rutschte in einen Busch. Zornig trat

ich ihren Stiel zur Seite, ließ mich auf alle viere nieder und riss das dornige Gestrüpp mit bloßen Händen aus der Erde. Die Wurzeln saßen so fest, dass ich mit aller Gewalt daran ziehen musste, bis sie sich endlich lösten, und selbst das gelang mir nur durch Mobilisierung aller Kraftreserven. Erst, als ich mich bis zum Zaun vorgearbeitet hatte, ohne dass der Untergrund hinter mir ein wesentlich anderes Bild bot als vorher, merkte ich, dass ich beobachtet wurde.

Hinter der von einer weißblühenden Kletterpflanze durchzogenen Kirschlorbeerhecke stand eine mir wohlbekanntere Gestalt, die ich bisher aber nur in Kombination mit dunklem Sakko, Hemd und Krawatte kannte. Goldwasser in einer hellbraunen Wildlederjacke, Pullover und Jeans zu sehen, irritierte mich zutiefst, konnte mich aber nicht von meiner Sisyphos-Arbeit abhalten.

»Probleme?«

»Sie haben bei Ihrer Haus-Überprüfung das Element Erde vergessen«, knurrte ich ohne echten Vorwurf, denn trotz meines inneren Aufruhrs freute ich mich, ihn zu sehen. Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und riss die nächste Wurzel aus dem Boden, um sie entnervt hinter mich zu schmeißen. »Dieser Garten besteht nur aus Unkraut, und wenn ich an einer Stelle etwas rausziehe, ist am nächsten Morgen woanders ein neues gewachsen. Heißt es nicht, ein Garten mache glücklich?«

»Du solltest es vielleicht mit ein bisschen mehr Hingabe versuchen ... Oh, Sara, bitte nicht. Nicht so.« Mit zusammengebissenen Zähnen hielt ich inne.

»Wie hätten Sie es denn gerne? Soll ich dem Unkraut noch ein Liedchen singen, bevor ich es herausreiße?« Stöhnend ließ

ich mich auf meine vier Buchstaben fallen und breitete kapitulierend die Arme aus. Was ich da tat, ergab keinen Sinn. Ich wurde dieses Gartens nicht Herr. Doch Goldwasser trug ganz sicher keine Schuld daran. »Tut mir leid. Ich hatte keinen guten Tag und dachte, ich könnte mich hierbei entspannen ... aber das Grünzeug hat sich gegen mich verschworen. Ich wollte Sie nicht so anpflaumen, sorry.«

»Ach, mach dir um mich keine Sorgen. Ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht. Aber du hast eben ungefähr zehn Triebe einer sehr seltenen Buschrose ausgerissen, und ich bin mir nicht sicher, ob du das willst. Sie wächst nur in wenigen Ländern dieser Welt wild. Es ist ein Geschenk, sie im eigenen Garten zu haben.«

»Das ist nicht wahr, oder? Es waren Rosen?« Beschämt legte ich meine erdigten Hände auf mein Gesicht. »Aber warum kriechen sie dann über den Boden und haken sich überall fest?«

»Sie suchen Licht«, antwortete Goldwasser geduldig. »Wenn du die Büsche und Bäume um sie herum zurückschneidest, müssen sie das nicht mehr tun und können an Ort und Stelle wachsen.«

»Jetzt sind sie ja ... weg«, erwiderte ich ernüchtert und richtete mich wieder auf. »Ich hab sie gekillt, oder?«

Goldwasser lächelte mich weich an. »Ich verrate es niemandem. Und da drüben hat eine überlebt.« Er deutete an mir vorbei in den Schatten einer Birke. »Schenke ihr ein wenig frische Rosenerde, lockere den Untergrund und gieße sie regelmäßig, dann hat sie eine Chance.«

»Sie sind nicht hier, um mit mir Gartentipps auszutauschen«, stellte ich freundlich fest, robbte rückwärts neben die verbliebene Rose und lehnte meinen schmerzenden Rücken gegen den

kühlen Stamm der Birke. »Sie haben Nachrichten und meinen, ich verkrafte sie besser, wenn ich dabei im trauten Heim bin.«

»Ich habe Nachrichten für dich, richtig. – Ah, kleinen Moment, Sara. Da geht einer stiften. – Buck! Bei Fuß, aber zackig!« Goldwasser hob seine Finger an den Mund und ließ einen schrillen Pfiff ertönen, worauf ein sonores, sattes »Wuff« ertönte. Argwöhnisch richtete ich mich auf, bis ich über die Lorbeerhecke linsen konnte. Diese Hundestimme hatte ich schon einmal gehört ... aber wo nur ... Oh nein.

Doch es war zu spät, um einen Rückzieher zu machen. Bucks Nase war schneller gewesen als mein Erkennen und die Lorbeerhecke für ihn ein unbedeutendes Hindernis. Er durchbrach sie einfach. Mit einem weiteren Wuff, eher einem Grunzen als einem Bellen, stürzte er auf mich zu und warf mich beinahe um, so sehr freute er sich, mich wiederzusehen. Doch die Freude durfte nicht meinerseits sein, obwohl ich mir schwertat, mich gegen ihr lebendiges Glucksen in meinem Bauch zu wehren.

»Hey ... das ist aber nicht die feine Art ... Goldwasser, nehmen Sie Ihren Hund zurück, bitte!«, versuchte ich mich pikiert zu geben, doch mein Mund zuckte, weil er lachen musste, und meine Hände wollten sich in das tiefe Nackenfell vergraben, das sich so weich und dicht anfühlte, dass ich damals alle Vorsicht hatte fallen lassen und mein Gesicht hineingedrückt hatte. »Was hat er nur?«, stellte ich mich weiter ignorant, obwohl ich genau wusste, was los war. Buck interessierten weder das auffordernde Schnalzen und Pfeifen von Goldwasser noch meine steife Haltung. Er musste mich erst dreimal umrunden und sich schwer an mich drücken, bis er sich dazu überreden ließ, zwischen Goldwasser und mir Platz zu nehmen, seine dunklen Augen nach wie vor fest auf mich gerichtet.

»Er scheint dich zu mögen«, murmelte Goldwasser erstaunt.
»So benimmt er sich sonst nie bei Fremden.«

»Ich bin eigentlich eher ein Katzenmensch«, entgegnete ich achselzuckend. Das war nicht gelogen – allerdings war ich es nicht freiwillig oder weil ich Katzen gar für die Krone der Schöpfung hielt. Irgendetwas begeisterte sie neuerdings so sehr an mir, dass sie nicht nur meine Brüche begleiteten, sondern es sich auch in Haus und Garten bequem machten und ihre innige Liebe vorzugsweise damit demonstrierten, dass sie mir regelmäßig frisch erjagte Mäuse, Ratten und Vögel vor die Terrassentüre legten.

Doch das mit Buck war eine andere Geschichte, und mir schoss die Wärme in mein ohnehin erhitztes Gesicht, als ich realisierte, was das bedeutete. Von allen Hundebegegnungen während meiner Brüche war die mit Buck die kurioseste und eindrucklichste gewesen. Ach, das ganze Haus war eindrucklich gewesen – etwa Goldwassers Haus? Ich hatte es mehr aus Neugierde aufgesucht als aus einem festen Auftrag heraus, weil es in einer Straße lag, in der mir Kratos mehrere Adressen genannt hatte, die gute Ware versprochen hatten. Schon die opulente Hundehütte im Garten hatte mich unmissverständlich darauf hingewiesen, dass ich es in diesem Anwesen nicht mit einem verweichlichten Schoßhündchen zu tun hatte, sondern mindestens mit einem Schäferhund, wenn nicht sogar mit einer dänischen Dogge oder einem beißwütigen Dobermann. Wie jedes Mal, wenn ich Hunde witterte, hatte ich versuchen wollen, über meine Stimme und ein Leckerli mit ihnen Kontakt aufzunehmen, doch ehe ich dazu ansetzen konnte, etwas zu tun oder zu flüstern, war ein Heulen aus der Dunkelheit gedrungen, das jedem Wolf hätte Konkurrenz machen können.

Meine Reaktion war purer Instinkt gewesen, blitzschnell und ohne Verstandesbeteiligung. Ich hatte Luft geholt und tief aus dem Bauch zurückgeheult, ungeachtet dessen, dass ich damit womöglich die gesamte Nachbarschaft auf mich aufmerksam machte. So heulten Buck und ich uns ein Weilchen gegenseitig zu, bis sein mächtiger Schatten um die Ecke trat und ich einen Hund erblickte, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Er reichte mir bis zur Hüfte, wog um die siebzig Kilo und beeindruckte durch ein dichtes, langes Fell in uringen Braun- und Grauschattierungen. Nein, es gab keine Verwechslungsmöglichkeit. Dieser Hund, der schwer hechelnd vor mir lag und mich fixierte, war der Hund von damals. Einem solchen Tier begegnete man nicht zwei Mal im Leben. Doch ich hegte noch einen kleinen Hoffnungsschimmer.

»Dieser Büffel gehört also Ihnen?«, fragte ich so beiläufig wie möglich, während Buck mit einem hingerissenen Fiepsen auf meine Stimme reagierte. Es konnte schließlich sein, dass Goldwasser ihn nur Gassi führte und es nicht sein Haus war, in das ich eingebrochen war. Mehr als den Wintergarten – ein Miniaturdschungel aus Orchideen, Lianen und Palmen – und das Foyer hatte ich mir bei meinem Bruch nicht angesehen, denn ich hatte die meiste Zeit mit Buck verbracht. Während ich ihm auf der Treppe sitzend Geschichten aus meinem Leben erzählt hatte, hatte er seinen Schädel auf meine Knie gelegt und mir damit beinahe die Blutzufuhr abgeschnürt. Doch vor allem hatte ich mich in seiner Gegenwart sicher gefühlt. Das war der Grund gewesen, weshalb ich so lange geblieben war und mich damit in Gefahr gebracht hatte, erwischt zu werden. Buck hatte in dieser Nacht nicht nur das Haus bewacht. Er hatte auch mich bewacht.

»Ein Kaukase, kein Büffel. Ja, Buck ist mein Haus- und Hofhund.«

»Ein Kaukase«, wiederholte ich fragend, um meine Befangenheit zu überspielen. Dann war es also wahr – ich war in Goldwassers Haus eingedrungen, hatte dort herumgeschnüffelt und sogar ein Schmuckstück mitgenommen. Kein Ring, keine Kette, nein. Es war ein Kieselstein gewesen, in den ein Diamant eingelassen worden war – etwas, von dem ich gar nicht wusste, dass es existierte. Wer kombinierte schon einen simplen Kiesel mit dem wertvollsten aller Kristalle? Er war mir wie ein Stilbruch vorgekommen, aber zu interessant, um ihn dort zu lassen. Doch dann hatte Kratos ihn in seine gierigen Finger bekommen und den Diamanten aus dem Stein geholt, was mir jetzt wie eine Sünde erschien, die mich auf ewig verfolgen würde.

»Ja, ein Kaukase. Ein Hütehund und kein Schmusetier. Deshalb wundere mich sein Verhalten ein wenig.«

Gleichgültig zuckte ich mit den Schultern, obwohl mir heiß wurde und ich gerne die Flucht ergriffen hätte. »Tiere reagieren schon mal seltsam auf mich. Weiß auch nicht, wieso.«

Doch, La Loba hatte es mir erklärt. Es lag am Licht. Jenes Licht, das in mir wartete, um auszubrechen. Wartete es denn immer noch? Oder war es mein beginnender Irrsinn, der mich für Tiere so ungeheuer attraktiv machte?

»Ich weiß, ich wiederhole mich – aber ist alles in Ordnung, Sara? Abgesehen von deinen Schwierigkeiten mit dem Element Erde, deinem permanenten Schulschwänzen und deinem Drang, deine Vergangenheit ausfindig zu machen?«

Leise seufzend senkte ich den Kopf. Es war wohl sinnlos, ihm zu erzählen, was mir gerade in der Stadt widerfahren war und warum ich wie eine Verrückte meinen Garten misshandelte. Au-

ßerdem hatte ich ihm längst gesagt, dass bei mir niemals irgendetwas in Ordnung war. Doch ich konnte nicht leugnen, dass die Angst, einer schubweise fortschreitenden Geisteskrankheit zu erliegen, wieder von mir Besitz zu nehmen begann, und es änderte dabei nicht viel, dass die körperlichen Symptome dieses Mal weitgehend ausblieben.

»Sie sagten vorhin, Sie hätten Nachrichten. Deshalb sind Sie hier, oder? Und Sie wären nicht hier, wenn diese Nachrichten gut wären, stimmt's? Dann würden Sie mich in die Kanzlei bitten wie sonst auch.«

»Ich kenne die Nachrichten noch nicht. Nicht alle. Ich habe sie mir noch nicht angesehen. Aber die Unterlagen sind da.«

Wie als Kommentar zu Goldwassers Worten schnaufte Buck tief durch und ließ sich neben mir auf die Seite fallen, sodass sein wolliger Rücken meinen Knöchel berührte. Nun konnte ich nicht anders, als in die Hocke zu gehen und ihn zu streicheln, denn meine Finger durch sein Fell wandern zu lassen gab mir Halt in einem Moment des absoluten Falls. Es war also so weit. Goldwasser hatte seine Unterlagen beisammen. Ich würde erfahren, warum meine Mutter mich weggegeben hatte und wer sie gewesen war, vielleicht sogar, was es mit meinem Vater auf sich gehabt hatte. Endlich würden meine Fragen ihre lang ersehnten Antworten finden.

»Dann komme ich jetzt mit Ihnen in die Kanzlei und ...?«

»Nein«, unterbrach mich Goldwasser sanft. »Ich bin hier, um dich ein letztes Mal zu fragen, ob du wirklich und wahrhaftig erfahren willst, was damals geschehen ist, oder die Vergangenheit ruhen darf.«

»Sie geben nicht auf, oder?« Der Schweiß lief in meine Augen, als ich zu ihm aufsaß und sein warmherziges Lächeln in

mein Herz schnitt. »Wieso sollte ich das tun – sie ruhen lassen? Hat nicht jeder Mensch ein Recht darauf zu erfahren, wer er ist?«

»Oh doch, das hat er«, erwiderte Goldwasser ernst. »Doch es kann ein Irrtum sein, dies in der Vergangenheit zu suchen. Ein großer Irrtum.«

»Sicher?« Ich löste meine Augen nicht von ihm, obwohl ihn anzusehen und sein Lächeln auf mir zu spüren, mich immer trauriger werden ließ. Plötzlich musste ich an La Loba denken und an den Punkt in meiner Iris und das, was sie darüber gesagt hatte. Er diene dazu, sich an eine bedeutende Inkarnation zu erinnern und über diese Erinnerung zu erkennen, wer man sei. »Wir sind Produkte unserer Vergangenheit, Herr Goldwasser. Ohne sie gäbe es uns nicht. Sind Sie sich sicher, dass sie unwichtig ist, oder wollen Sie mich nur vor etwas bewahren, von dem Sie glauben, dass ich es nicht verkrafte? Ich weiß, dass meine Mutter tot ist. So schlimm kann es nicht sein.«

»Du hast recht, Sara. Es gibt Ausnahmen.« Sein Lächeln war verblichen und seine Augen noch dunkler geworden, als sie bereits waren, aber mein Entschluss stand fest. Ein Punkt in meiner linken Iris und ein paar nächtliche Träumereien mit Visionscharakter – das war nichts von Substanz und Bestand. Amtliche Unterlagen jedoch schon. Sie würden die Wahrheit sprechen.

»Dann bin ich diese Ausnahme. Wann kann ich zu Ihnen kommen?«

»Morgen um 17 Uhr. Schlaf eine Nacht drüber, Sara. Lass es dir noch einmal durch den Kopf gehen und vor allem durch den Bauch.«

»Ich werde meine Meinung nicht ändern.«

»Ja. Das glaube ich auch. – Bekomme ich meinen Büffel wieder zurück?«

»Klar.« Erleichtert über seinen abrupten Stimmungswechsel, stand ich auf und vertraute darauf, dass Buck mir folgte, während ich den Garten auf dem üblichen Weg verließ und zu Goldwasser auf die Straße trat. Die sinkende Sonne strahlte ihn von hinten an, sodass ich nicht in sein Gesicht sehen und darin lesen konnte.

»Denk an die Rose und gib ihr Wasser. Sie braucht es. Bis morgen, Sara.«

Ich sah ihm nach, bis er und Buck um die nächste Ecke verschwunden waren, und atmete pustend aus, als ich realisierte, dass ich nur einen Mensch mit seinem Hund gesehen hatte. Mehr nicht.

Es gab keine durchsichtigen Hüllen, die um ihre Körper herumwaberten und sich gegenseitig überlappten, keine braunen und schwarzen Flecken, keinen diffusen Dunst über ihren Köpfen.

Doch als ich abends in der Badewanne lag und in einem spontanen Impuls meine Hand gegen das Kerzenlicht hielt, umgab sie ein flimmernder, hellgrüner Schimmer.

Ich öffnete meine Augen erst am nächsten Morgen wieder.



REINER WEIN

»Und – hast du noch einmal darüber geschlafen?«

»Darüber gewacht trifft es besser«, gestand ich und musste trotz meiner Nervosität ein Gähnen unterdrücken. Ich fühlte mich mindestens so elend, wie Goldwasser aussah. Offenbar hatten wir beide vergeblich auf unsere Nachtruhe gewartet. Unter seinen Augen lagen Schatten, seine Haare hatten sich erfolgreich gegen Kamm und Bürste gesträubt und seine Krawatte wirkte nachlässig gebunden. Ich selbst war über meine eigene Blässe erschrocken, als ich heute früh in den Spiegel geschaut hatte. Ich sah aus, als würde ich krank werden, und im Moment war ich sogar versucht, an einen beginnenden Infekt zu glauben. Mein Magen verweigerte sich selbst einem Schluck Wasser, und obwohl er vor Leere schmerzte, wurde mir alleine beim Gedanken an Essen flau. Ich kannte Goldwasser inzwischen gut genug, um voraussehen zu können, ob er positive oder negative Nachrichten für mich hatte. Die Frage war nur, ob das, was er als negativ betrachtete, für mich ebenfalls eine schlechte Neuigkeit war oder nur ganz gut in

mein bisheriges Leben passte. Das war die Hoffnung, an die ich mich klammerte.

Goldwasser kam aus einer anderen Welt als ich. Für ihn war eine tragische Krankheitsgeschichte, die meine Mutter hatte durchleiden müssen, wahrscheinlich Grund genug, mich anzusehen, als würde er mich gleich vor den Scharfrichter führen. Für mich hingegen war es etwas, mit dem ich umgehen konnte – dessen war ich mir sicher.

»Du hattest also keine gute Nacht?«

»Nein, doch meine Entscheidung ist immer noch die gleiche. Ich will es wissen.«

»Sara ... « Goldwasser lehnte sich ächzend zurück und faltete die Hände um sein übergeschlagenes Knie. »In dieser Welt passieren schreckliche Dinge. Man muss nur die Zeitung aufschlagen, um davon überwältigt werden zu können. Die meisten davon betreffen uns nur indirekt. Manche aber durchleben wir selbst. Es kann ein Segen sein, sich nicht daran zu erinnern. Und es kann Weisheit bedeuten, das so zu belassen.«

»Jetzt machen Sie mir Angst«, hörte ich mich mit zittriger Stimme sagen. Meine Worte drangen kaum durch das Rauschen in meinen Ohren und das schmerzhaft Pochen meines Herzens ließ das flaue Gefühl in meinem Magen zu einer galligen Übelkeit anschwellen. Wie durch einen Nebel sah ich, dass Goldwasser rasch nach einem Stapel Unterlagen griff und sie auf seinen Schoß zog, als wolle er sie vor mir schützen. Oder mich vor ihnen?

»Es ist noch nicht zu spät. Du kannst es dir immer noch anders überlegen. Jetzt.«

»Nein. Nein, ich muss es wissen! War sie krank? Das war sie, oder? Sie war krank und konnte sich deshalb nicht um mich kümmern ... «



Bettina Belitz

Die Diamantkrieger-Saga - La Lobas Versprechen

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 464 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-570-16425-9

c**bt**

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Sara kann ihr Glück kaum fassen, als Damir plötzlich in ihr Leben zurückkehrt, obwohl er doch eigentlich den Bund des Schwertes mit einer anderen eingegangen ist. Dass ihre Treffen zunächst geheim bleiben müssen, nimmt Sara in Kauf. Es ist La Loba, bei der sie sich auf eine Aufnahme in den Geheimbund der Diamantkrieger vorbereitet, die erkennt, dass hier etwas nicht stimmen kann. Sara wird auf eine schwere Probe gestellt: Welche Rolle kann und will Damir in Zukunft in ihrem Leben spielen? Und ist sie in der Lage, ihre dunkle Vergangenheit hinter sich zu lassen?



Der Titel im Katalog